



Ursula Isbel-Dotzler

Pferdeglück auf Ravensmoor

Saga Egmont

wir sollten uns nicht gleich vor Schreck in die Hosen machen.

Dann kritzelten wir alle Einfälle aufs Papier und bastelten einen Brief daraus. Er wurde ziemlich lang.

Dreimal dachte ich: Schade, dass Niels nicht da ist. Er beherrscht so etwas besser als wir alle. Er könnte einen Brief schreiben, der den Tierschützern in London derart unter die Haut ginge, dass sie uns nur so mit Geld überschütten würden ...

Aber unsere »Anfrage«, wie Mama es nannte, wurde auch nicht übel. Niko ging in sein Zimmer, um alles auszudrucken. Morgen wollten wir den Brief noch einmal durchlesen und verbessern und ihn Stevie zeigen. Dann konnte Niko hoffentlich auch noch ein paar Fotos mit seiner Digitalkamera beisteuern.

Später kam Paps und bereitete das Abendessen vor. Mama fütterte die Pferde. Kim und ich schrubbten den Rest der Terrasse sauber, während die Abenddämmerung hereinbrach.

Unter den Büschen und Bäumen in Grannys Garten schaukelte ein Meer von Narzissen und Bluebells im Wind. Eine silbrige Mondscheibe hing über dem Eckturm von Ravensmoor und tauchte das alte Gemäuer in geheimnisvolles Licht.

»Könntet ihr Ravensmoor nicht mal für ein paar Wochen an irgendwelche Filmfuzzis vermieten?«, fragte ich, ganz begeistert von meiner eigenen Idee. »Bei euch könnte man doch einen coolen Gruselfilm drehen, so ähnlich wie ›Tanz der Vampire‹ zum Beispiel. Die würden sicher gut zahlen und ihr hättet endlich Geld für Reparaturen.«

Kim schnitt eine Grimasse. »Erzähl das mal meinem Vater, der kriegt die Krise! So was ist unter seiner Würde, dafür gibt sich ein Ravensmoor nicht her.«

Aber den Stammsitz der Familie verfallen zu lassen, das ist nicht unter seiner Würde, dachte ich, sprach es aber nicht aus.

Kim sagte: »Wenn mir das alles da oben gehören würde, könnten sie meinerwegen Micky-Maus-Filme auf Ravensmoor drehen. Ich hätte nichts dagegen, solange die Kohle stimmen würde. Aber immerhin haben mein Vater und Grandpa schon überlegt, ob sie Ravensmoor nicht dem National Trust übergeben sollen.«

»Dem National Trust? Was ist das?«, fragte ich und schüttete einen Eimer Wasser über die Terrassenfliesen.

»Ein Verein, der sich um die Erhaltung von besonders schönen oder geschichtlich wichtigen Gebäuden und Gärten in England kümmert«, erklärte Kim. »Es gibt viele Besitzer von Schlössern und Herrenhäusern, die alles dem National Trust überlassen, weil sie die Kosten für die Erhaltung nicht mehr aufbringen können. Meistens dürfen sie dann in ihren Stammsitzen wohnen bleiben, müssen aber einen Teil der Häuser oder Gärten für die Öffentlichkeit zugänglich machen.«

»He, das klingt nicht schlecht!«, sagte ich, obwohl ich mir nicht vorstellen mochte, dass täglich ganze Busladungen voller Besucher nach Ravensmoor hochgekartt wurden und dort über das alte Gemäuer herfielen.

»Der Mist ist bloß, dass der National Trust von den Besitzern Geld haben will. Kein

Wunder, denn meistens muss der Verein erst mal ein Vermögen für Reparaturen aufbringen. Sie verlangen sogar einen ordentlichen Batzen. Dafür kümmern sie sich dann bis in Ewigkeit um alles, was gemacht werden muss. Aber ...«

Kim redete nicht weiter. Das brauchte sie auch nicht. Ich wusste sowieso, dass die Ravensmoors nichts als Schulden hatten.

»Ich hab meinen Vater zu Maman sagen hören, dass Duncans Operationen uns an den Rand des Ruins gebracht haben«, vertraute mir Kim an. »Er hat eines unserer letzten Grundstücke in St. Austell verkaufen müssen. Ich weiß, dass es deswegen Streit mit Grandpa gegeben hat. Aber Duncan setzt ja immer seinen Willen durch.«

»Nicht immer«, sagte ich. »Bei Flora hast du deinen Willen durchgesetzt. Da hat er den Kürzeren gezogen.«

Sie warf mir einen überraschten Blick zu. »Hm, da hast du recht. So hab ich das noch gar nicht gesehen.«

»Du bist stark, Kim. Du merkst es bloß selbst nicht.«

Mein Vater streckte den Kopf durch die Terrassentür. »Das Essen steht auf dem Tisch, Kids!«, rief er. »Ich hab auch für dich ein Gedeck aufgelegt, Kim. Sagt ihr Mama Bescheid?«

Auf dem Weg zur Weide gingen wir schweigend nebeneinander her. Kim grübelte offenbar noch über unser Gespräch nach.

Unvermittelt sagte sie: »Aber ich konnte nur stark sein, weil ihr mir geholfen habt. Du und Stevie und deine Mutter.«

7

Als wir am nächsten Morgen in Little Eden ankamen, mit Kim und Niko samt seiner Kamera und einem Sack voller Katzenfutter auf dem Rücksitz von Mamas Mini Cooper, war Master Bilbo da.

Zu diesem Zeitpunkt hatte er allerdings noch keinen Namen, und wenn er je einen gehabt hatte, kannten wir ihn nicht. Er sah aus wie ein Troll; das dachte ich jedenfalls, als mein Blick zum ersten Mal auf ihn fiel. Ein struppiger, bärtiger, verwundeter Troll, dem die Rippen und Knochen spitz und eckig aus dem schwarz-grau-braun gefleckten Fell stachen. Seine Augen waren unter Haarbüscheln verborgen, seine Schlappohren starrten vor Dreck.

Und sie waren mit Blut verkrustet. Auch seine Beine waren mit Schorf und eingetrocknetem Blut bedeckt, an manchen Stellen fast kahl, sodass man das schwärzlich rote Fleisch schlecht verheilte Wunden sah.

Er stand auf einem Lager aus Decken, das Stevie im Hausflur für ihn zurechtgemacht hatte. In der Küche heulten die Hunde. Das erbärmliche Klappergestell wollte sich nicht hinlegen, obwohl seine Beine vor Angst oder Schwäche zitterten. Er ließ den Kopf hängen und atmete schwer, während Stevie mit einer Schüssel vor ihm kniete und eine Wunde an seiner Schulter mit einem Wattebausch abtupfte.

»Heiliger Himmel!«, flüsterte Mama.

Betroffen standen wir im Türrahmen und starrten den fremden Hund an. Stevie sagte leise: »Kommt nicht näher! Womöglich gerät er in Panik. Er hat wohl verdammt schlechte Erfahrungen mit Menschen gemacht.«

Wir wichen ein paar Schritte zurück. Mama fragte: »Hat er gefressen?«

»Ja. Eine ganze Schüssel voll Fleisch und Reis und Gemüse.«

»Was ist ihm passiert? Woher kommt er?«, sagte Niko, aber Stevie schüttelte nur den Kopf.

Während die anderen ausschwärmten, um zu fotografieren, Katzen und Rabenkrähen zu füttern und Cinnamon zu trösten, half ich Stevie, bei der Elendsgestalt Erste Hilfe zu

leisten.

Denn vor mir schien der Hund keine Angst zu haben. Ich durfte ihn anfassen, was ich mit allergrößter Behutsamkeit tat. Er schien sogar auf meine Stimme zu lauschen. Verstand er die sanften, beruhigenden Worte, die ich ihm zuflüsterte?

»Er vertraut dir«, sagte Stevie leise. »Irgendwas an deiner Stimme, deinem Geruch oder deiner Ausstrahlung flößt ihm Vertrauen ein. Du hast eine gute Hand mit Tieren, Kathi.«

Das hörte ich nicht zum ersten Mal von ihm. Wir lächelten uns an, obwohl ich mit den Tränen kämpfte. Die armselige, geschundene Gestalt mit dem heftig pochenden Herzen und den zitternden Gliedern weckte unendliches Mitleid in mir. Was hatte man dem Hund angetan?

Wir holten eine Schale mit verdünnter Milch, von der er nur wenig trank. Dann streichelten wir ihn und redeten ihm gut zu, bis er sich endlich mit einem schweren Seufzer auf die Decken legte.

»Alles kommt wieder in Ordnung, Junge!«, sagte Stevie zärtlich. »Sei ganz ruhig, jetzt kann dir nichts mehr passieren. Bei mir bist du in Sicherheit.«

Wir kauerten uns neben das Lager aus Decken. Aus der Küche kam das Geheul und Gewinsel der Hunde.

»Ich kann sie nicht rauslassen«, erklärte Stevie. »Puccini und Grizzly wollten sich sofort auf den armen Kerl stürzen. Vorerst muss ich sie irgendwie getrennt halten. Keine Ahnung, was ich machen soll, wenn's mir nicht gelingt, sie aneinander zu gewöhnen.«

»Vielleicht finden wir einen guten Platz für ihn.«

»Das wird nicht einfach sein. Es käme nur jemand mit Hunderfahrung infrage, jemand mit Einfühlungsvermögen und viel Liebe und Geduld. Das arme Kerlchen hat schon genug gelitten.«

Stevie wusste nur wenig über den Hund. Eine Frau, die irgendwo an der Küste ein Ferienhaus bewohnte, hatte ihn nach Little Eden gebracht. Auch sie konnte nur berichten, dass sie ihn am Strand gefunden hatte, mit einem Strick an einen Felsen gebunden, halb verhungert, verängstigt, ohne einen Hinweis auf seinen Besitzer.

»Es ist auch besser, wenn ich nicht erfahre, wer das Tier so zugerichtet hat!«, sagte Stevie grimmig. »Sonst könnte es passieren, dass ich dem Monster eine Ladung Schrot in den Hintern schieße.«

Der unterdrückte Zorn in seiner Stimme ließ den Hund von Neuem zittern. »Schon gut«, flüsterte ich. »Stevie meint es nicht böse. Hier tut dir keiner was! Sei ganz ruhig, mein Kerlchen.«

Er hob den Kopf. Jetzt endlich sah ich zwischen dem struppigen, verschmutzten, verklebten Fell seine Augen. Sie waren seltsam hell, fast grau oder milchig blau wie Glasmurmeln.

»Warum hat die Frau ihn nicht ins nächste Tierheim gebracht?«, fragte ich nach einer Weile.

»Ihre Nachbarn haben sie zu mir geschickt. Und das ist auch besser so. Im Tierheim tun sie, was sie können, aber sie haben oft nicht die Zeit, um nach dem richtigen Platz zu suchen. Sie würden ihn vielleicht zu schnell an Leute vermitteln, die keine Ahnung haben, wie man mit so einem verängstigten, geschundenen Wesen umgeht. Und dann würde er vielleicht weglaufen oder wieder im Tierheim landen.«

Wir saßen dicht beisammen und lauschten den Atemzügen des Hundes, die langsam ruhiger und gleichmäßiger wurden.

»Ich glaube, er schläft jetzt«, wisperte ich. Doch schon näherten sich Schritte der Eingangstür. Da zuckte er zusammen und hob die Nase.

Es war Mama. Sie blieb auf der Schwelle stehen und fragte: »Kommt ihr klar? Hat er sich etwas beruhigt?«

Wir nickten.

»Dr. Muir sollte sich den Hund ansehen«, sagte Mama.

»Er kommt abends vorbei. Aber ich glaube eigentlich nicht, dass er krank ist. Er ist einfach nur ausgehungert und total vernachlässigt. Man hat ihn sicher geschlagen. Meiner Meinung nach ist er noch jung, wohl nicht älter als eineinhalb oder zwei Jahre.«

»Ich bringe dir Arnika-Globuli aus unserem Erste-Hilfe-Kasten. Und Calendula-Tinktur, die ist gut für die Wundheilung. Du weißt ja, ein paar Tropfen davon in abgekochtes Wasser geben. Heilsalbe hast du noch genug.«

Mama ging zum Auto und kam mit zwei Fläschchen zurück, die sie Stevie gab. Ich blieb neben dem Hund sitzen, während Mama und Stevie in Richtung Küche verschwanden, um unseren Briefentwurf an die RSPCA durchzulesen.

Im Weggehen hörte ich Mama fragen: »Warum hast du die Hunde eingeschlossen? Meinst du, es könnte eine Rauferei geben?«

Dann wurde die Küchentür geöffnet und geschlossen. Vorsichtig streichelte ich den Hals des Hundes. »Armer Junge«, sagte ich. »Armes, armes Kerlchen. Du hast es schlecht gehabt, was? Schlaf jetzt. Alles wird gut ...«

Seufzend legte er den Kopf auf die graue Decke. Während ich auf ihn niedersah, mischte sich ein Bild aus meiner Erinnerung mit dem des struppigen Hundekopfes: Mickys wuscheliges Mischlingsgesicht, seine gespitzten Ohren, seine glänzenden Augen, die bettelten: Spiel mit mir! Wirf den Stock ins Wasser, schmeiß den Ball in die Luft ...

Micky war unser Hund gewesen vor langer Zeit, als ich noch ein Kind war. Wir hatten ihn aus dem Tierheim geholt. Drei Jahre war er mein bester Freund gewesen, bis er unter die Reifen eines Autos kam.

Ich hatte lange nicht mehr an Micky gedacht. Unter meiner Handfläche spürte ich das Herz des fremden Hundes in seinem abgemagerten Brustkorb pochen.

Plötzlich wusste ich, was ich tun musste.